

Bremer Literaturpreis 2022

Preisverleihung am 24. Januar 2022, im Bremer Rathaus

Judith Hermann: »Daheim«

Laudatio auf **Judith Hermann**, gehalten von **Richard Kämmerlings**

Eisberg-Theorie und Klimawandel

Liebe Judith Hermann, sehr geehrte Kulturstaatsrätin Emigholz, verehrtes Publikum,

unser Verhältnis zu Eisbergen hat sich in den letzten hundert Jahren stark verändert. Vor fast genau 110 Jahren, im April 1912, kollidierte im Nordatlantik das damals größte Schiff der Welt, die „Titanic“, mit einem Eisberg, was mehr als 1500 Menschen das Leben kostete und die Menschheit einen Traum. Seither treibt der Eisberg gemeinsam mit dem von ihm versenkten Dampfer als schreckenerregende Großallegorie durch die Weltgeschichte – wo immer ein Fortschritts- und Technikglaube, eine Ideologie oder ein System allzu selbstherrlich unterwegs sind, ist der Eisberg nicht weit, an dem sie zu zerschellen drohen. Hans Magnus Enzensberger hat diesem – etwas ungerechten – Eisberg-Image in seinem 1978 erschienenen Versepos „Der Untergang der Titanic“ literarisch gültige Form verliehen. „Der Eisberg hat keine Zukunft./ Er lässt sich treiben./ Wir können den Eisberg/ nicht brauchen./ Er ist ohne Zweifel./ Er ist nichts wert.“

(Den Bremer Literaturpreis hat Enzensberger übrigens bemerkenswerter nie zuerkannt bekommen – im Gegensatz zu seinem jüngeren Bruder Christian, der ihn dann allerdings nicht annehmen wollte.)

Vor fast ganz genau 90 Jahren, im Januar 1932 schrieb Ernest Hemingway gerade die letzten Kapitel seines Essays „Death in the Afternoon“, in dem es vor allem um den Stierkampf in Spanien geht, aber in einer berühmten Passage auch um Eisberge: „Die Würde der Bewegung eines Eisbergs ist darauf zurückzuführen, dass nur ein Achtel von ihm über Wasser ist.“ Als Hemingway dies schrieb, befand er sich auch am Atlantik, wenn auch weit von Unglücksort der Titanic vor Neufundland entfernt, nämlich in Key West, Florida, was schon im Golf von Mexiko liegt. Hemingway ging es nicht um Eisberge, sondern um das Schreiben: Was als seine „Iceberg Theory“ in die Literaturgeschichte einging, war eine Poetik der radikalen Verknappung. Der Autor lässt nicht etwa Lücken, wo er selbst nichts weiß, sondern er soll gerade das aussparen, was ihm klar ist. Der Leser werde, „wenn der Schriftsteller aufrichtig genug schreibt“, das Weggelassene genauso stark spüren, als stünde es auf dem Papier. Den größten Teil des Eisbergs sieht man nicht.

Heute sind Eisberge, deren „Dignity“, deren Würde Hemingway beschworen und mit der Wahrhaftigkeit von Literatur gleichgesetzt hat, wieder Symbole einer Katastrophe – einer von apokalyptischen Ausmaßen. Das Schmelzen der Polkappen, das beschleunigte Kalben der Grönlandgletscher gehören zu den schockierendsten und stärksten Bildern für die Erderwärmung. Nicht die bedrohlichen Ausmaße der Eisberge unter der stillen Oberfläche, sondern ihr beschleunigtes Abbrechen, Davontreiben und Wegtauen sind der Grund der existenziellen Unruhe, die uns bei ihrem Anblick befällt.

Judith Hermanns Roman „Daheim“ spielt in einer Zeit großer Trockenheit, die der Vorbote einer katastrophalen Sintflut ist. Der Klimawandel wird selten direkt angesprochen, dennoch ist er ständig präsent. Erzählt wird von einer Frau in mittleren Jahren, die einen neuen Anfang wagt und aus der Stadt in einen kleinen Ort an der Nordseeküste zieht, wo ihr älterer Bruder eine Gaststätte betreibt. Das Meer ist ständig in der Nähe, und doch wird dem Roman fast systematisch das Wasser entzogen, die Hitze ist drückend, die Gräben sind ausgetrocknet, die Wiesen „versengt“, die Felder „verwahrlost“. Der Schweinebauer Arild sorgt sich um seine Tiere. Sein alter Vater kann sich nicht mehr an den Geruch von Feldern im Regen erinnern, der den Landwirt ein Leben lang begleitet hat.

Obwohl der allein auf seinem Hof hausende Arild mit Schweinen offensichtlich besser kann als mit Menschen, beginnt die Erzählerin mit ihm eine Liebesgeschichte, die man wohl ohne städtische Arroganz rustikal nennen darf. Marillenschnaps aus dem Kanister spielt dabei eine

Rolle, und bärenartiger Tanz auf Socken zu Bluesmusik von einem echten Plattenspieler. Für die Frau aus der Großstadt ist es wie eine Begegnung mit Außerirdischen, „Lange her, dass ich jemanden so hatte rauchen sehen“, heißt es und einige Marillen später: „Ich konnte mich nicht daran erinnern, jemals auf eine solche Weise angefasst worden zu sein.“

Arild verkörpert den im Titel angesprochenen Zustand des Daheimseins, der der Erzählerin fremd ist. Arilds Schwester Mimi fragt gleich beim ersten Kennenlerngespräch danach: „Sie sagte, wo sind deine Wurzeln. Ich sagte, oh, ich fürchte, ich hab keine. Ich sagte, Gott. Sieh mich nicht so an. Das ist ganz normal. Manche Leute haben Wurzeln und andere eher nicht.“

Der Ex-Mann ist in der Stadt geblieben und richtet sich dort auf den drohenden Weltuntergang ein. Die bereits erwachsene Tochter unternimmt eine Weltreise und meldet von unterwegs ihre GPS-Daten. „Ihre letzten Koordinaten hat sie vor zehn Tagen geschickt, sie ist inzwischen erstaunlich weit gekommen – ein Punkt zwischen den Schären im Norden, geborgen in blauem Wasser zwischen grünen Inseln wie ein Embryo in einer Fruchtblase, offenbar auf einem Boot.“ Im jugendlichen Fernweh der Tochter erkennt die Mutter ihre einstigen eigenen Fluchtimpulse wieder, denen sie nicht nachgab. Als junge Frau hatte sie die Chance, als Assistentin eines Zauberkünstlers auf einem Kreuzfahrtschiff namens „MS Aurora“ anzuheuern. In Singapur wollte sie doch nicht Wurzeln schlagen.

Die Sehnsucht nach der Ferne und die Suche nach Heimat, der Impuls zur Flucht und der Wunsch nach Bindung und Verbindlichkeit, nach Halt und Verwurzelung sind Grundthemen von Judith Hermanns Werk. Die Erzählungen, mit denen sie um die Jahrtausendwende berühmt wurde, handeln von Menschen in ständiger Bewegung, zwischen Orten, zwischen Beziehungen, unterwegs von einer Party zur nächsten, von einer WG in die andere, was damals als Generationenporträt gelesen wurde, als neuer „Sound“, dessen kulturkritische Zwischentöne man oft überhörte.

Die Titelgeschichte von „Sommerhaus, später“, jenem in der Gegenwartsliteratur epochemachenden Debütband, für den Judith Hermann 1999 hier in Bremen den Förderpreis erhielt, erzählt von einem Mann namens Stein: „Stein hatte nie eine eigene Wohnung besessen, er zog mit diesen Tüten durch die Stadt und schlief mal hier und mal da, und wenn er nichts fand, schlief er in seinem Taxi.“ Ein paar Wochen lang fährt die Erzählerin an Steins Seite durch die Gegend, während sie auf der Autobahn die Musik einer Band namens „Trans AM“ hören.

Dieser rastlose Mensch setzt sich in den Kopf, ein verfallenes Haus in Brandenburg eigenhändig zu sanieren: Doch die Einladung zum Sesshaftwerden wird von der Erzählerin ausgeschlagen, der Traum vom eigenen Haus geht am Ende in Flammen auf. Doch auch die Erzählerin bleibt beschädigt zwischen Tür und Angel zurück.

In „Nichts als Gespenster“, der Titelgeschichte des zweiten Erzählungsbands von 2003, verkörpert der vermeintliche Hinterwäldler Buddy eine statische, äußerlich ereignislose Existenzform, die wie selbstverständlich in sich ruht. Auf ihn trifft das in der Krise steckende Paar Felix und Ellen in einer Bar mitten im Niemandsland von Nevada. Als Buddy sie nach ihrem mutmaßlich ungewöhnlichen und aufregende Leben fragt, antwortet Ellen: „Viele Leute leben so. Sie reisen und sehen sich die Welt an, und dann kommen sie zurück und arbeiten, und wenn sie genug Geld verdient haben, fahren sie wieder los, woanders hin.“

Das zur Gewohnheit gewordene Nomadentum, das Festlegungen und Entscheidungen flieht, wird in „Nichts als Gespenster“ in ganz unerwarteter Ernsthaftigkeit mit dem absoluten Gegenmodell konfrontiert – Buddy hat seinen Geburtsort nur einmal im Leben für kurze Zeit verlassen und lebt inzwischen dort mit Frau und Kind. Dass damals, 2003, aus der Perspektive eines urbanen Hedonismus die Familiengründung und Kinder noch als halbe Sensation erscheinen konnte, zeigt die zwei Jahrzehnte, die seither vergangen sein. In den Nullerjahren schon wurde die Familie, die Neuauflage eines bürgerlichen Lebensmodells in all seinen Patchworkvarianten zur neuen Normalität auch der trendsetzenden, urbanen Schichten, also auch etwa unter tonangebenden Literaturkritiker*innen.

Felix und Ellen in „Nichts als Gespenster“ beschreiben ihr Leben noch als eine Reise ohne letztes Ziel: „Ein Freundeskreis. Eine Art von Familie. Ein offenes Ende? Für immer?“ In „Daheim“ überspringt Judith Hermann die Phase dazwischen und zeigt, dass auch die Festlegung auf Mann und Kind und Ort nur eine Phase sein kann. Die Gründe für die Heimatlosigkeit liegen hier tiefer. Es ist keineswegs (nur) die Unwilligkeit oder Unfähigkeit, Verantwortung zu übernehmen und sich in die Leben anderer verstricken zu lassen.

Als kleines Kind, heißt es einmal in „Daheim“, hat die Erzählerin mit ihrem Bruder oft nach der Schule vor der verschlossenen Wohnungstür stundenlang warten müssen, bis die Mutter nach Hause kam. Manchmal mussten sie bis in die Nacht im Treppenhaus sitzen: „Alle anderen Kinder trugen einen Schlüssel an einer Schnur um den Hals, alle außer uns. Ich weiß, dass ich niemals etwas mehr gewollt habe als einen Schlüssel an einer Schnur um den Hals.“

Nun wohnt die Erzählerin zum ersten Mal in ihrem Leben allein in einem Haus und bekommt es doch gleich mit der Angst zu tun, weil die Haustür eines Nachts ganz von allein „sperrangelweit“ offensteht. Die ersehnte Autonomie hat ihre Tücken, sie ist bedroht von Schutzlosigkeit und Einsamkeit. Die Suche nach Bindung, das Anknüpfen von Beziehungsfäden aber droht zugleich wieder die mühsam errungene Selbstbestimmung zu gefährden. Jedes Daheim kann zur Falle werden, jegliche vier Wände zum Käfig.

Der Roman ist voll von Kästen und Kisten, deren Bedeutung zwischen Schutz und Trauma, Geborgenheit und Gefängnis oszilliert. Es gibt im Prolog die Kiste des Zauberkünstlers, vor der sich die Erzählerin fürchtet und in die sie sich doch probeweise für den alten Trick mit der zersägten Jungfrau legt. Es gibt die Marderfalle, die Arild aufstellt, als sie sich allein in ihrem Haus vor den Tieren fürchtet. Nike, die junge neurotische Geliebte des Bruders, ist als Kind von ihrer psychisch kranken Mutter jahrelang in einer Kiste eingesperrt und vermutlich sexuell schwer missbraucht worden. Mit ihrem aggressiven und launischen Verhalten terrorisiert Nike den Bruder, der sie liebt und retten, ihr eine Heimat sein will, und der sie doch am Ende verliert. Am Ende ist die Kiste auch ein Todessymbol, ein Sarg. Vieles an „Daheim“ verweist auf frühere Bücher; das Thema Tod macht die Erzählerin zu einer Wiedergängerin von „Alice“ von 2009, der Titelfigur des berührenden fünfteiligen Erzählreigens über das Sterben.

Wie manche von Judith Hermanns Stories eigentlich Romane in nuce sind – man denke nur an eine komplexe Dreiecksgeschichte wie „Ruth (Freundinnen)“ aus „Nichts als Gespenster“ –, so ist „Daheim“ ein äußerst knapper, konzentrierter Roman, den man auch Novelle nennen könnte, mit seiner dramatisch zugespitzten Handlung und seiner dichten Leitmotivik. Den klassischen „Falken“ der alten Novellentheorie würde hier der Marder vertreten. Im Sinne von Hemingway liegen gut und gern sieben Achtel der Geschichte unter der Oberfläche des Meeres, das hier an der Küste sogar droht, alles zu überschwemmen. Je höher das Wasser steigt, desto karger und zugleich vieldeutiger muss das Erzählen werden.

Der Roman ist voller Zeichen und Vorzeichen, Überblendungen und Doppelbelichtungen: Nike ist auch eine mythologische Figur. Ihr Schicksal wiederholt jenes der Nixe im Wappen der Region, die im 18. Jahrhundert den Fischern ins Netz ging, die eingesperrt und geschändet wurde, und dann, so die Überlieferung, als Rache an den Menschen eine verheerende Sturmflut auslöste. Wie Mimi es formuliert: „Es ist eine feministische Geschichte... Steinalt und langweilig, die älteste Geschichte der Welt. Frauen. Geknechtete, gequälte, unfreie und misshandelte Frauen.“

Daheimseinwollen und Daheimseindürfen sind zwei verschiedene Dinge, noch ein anderes vielleicht das Daheimseinkönnen, die Fähigkeit, sich einzulassen, zu vertrauen, sich zu binden. Auch als Erbe und als angestammter Besitz und als überlieferte Lebenswelt ist Heimat ein höchst prekärer Zustand. In der Landschaft des Romans gilt das erst recht. Der Klimawandel droht sie ganz konkret zu zerstören – durch die Dürre zuerst und dann durch den unaufhaltsam steigenden Meeresspiegel, was Wurzelmenschen wie Mimi allzu bewusst ist. „Sie erklärte mir Ebbe und Flut, die Worte Nipptide, Springflut, Wasserkante. Sie ging mit mir zum Hochwasseranzeiger am Hafen und erklärte mir, wie weit das Wasser über unseren Köpfen gestanden hätte, wenn wir 1967 hier gewesen wären. Sie deutete um uns herum, sie sagte, in fünfzig Jahren gibt es das nicht mehr. All das wird weg sein.“

Arild, der ein Artverwandter des bodenständigen Straßenbauers Buddy aus der Wüste von Nevada ist, ist zum Untergang verdammt, und mit ihm seine ganze Lebensform. Obwohl er das weiß, hat er keine Wahl: Nicht zufällig klingt sein Name fast wie das Wort „Arid“, dem die Geologie Zonen extremer Trockenheit bezeichnet. Darin ist das Schicksal seiner Landwirtschaft und seiner Träume von saftigen, grünen Wiesen für die Schweine bereits vorweggenommen.

Seine Eisbergtheorie hat Hemingway nicht ausschließlich für die Short Story formuliert, sondern ausdrücklich für Prosa überhaupt. Natürlich kann man sie an Kurzgeschichten besonders gut demonstrieren, etwa an Judith Hermanns im Vergleich zu den Vorgängerbänden äußerst kurzen Stories von „Letti Park“ von 2016. In der Erzählung „Gedichte“ wird von einem Besuch der Tochter beim Vater erzählt, der jahrelang in psychiatrischer Behandlung war. Beim Kaffee macht dieser eine irritierende homophobe Bemerkung über die Konditorei, aus der der mitgebrachte Pflaumenkuchen stammt. Die Tochter denkt: „Es ging ihm überhaupt nicht um die Schwulen. Ich vermute, es ging darum, dass ich ein Stück Kuchen für ihn gekauft hatte und dass ich trotz allem und woher eigentlich wusste, dass er Pflaumenkuchen geliebt hatte, bevor er krank geworden war. Es ging um all das, und darunter ging es sicher noch um etwas ganz anderes.“

Manchmal ist der kleinere, sichtbare Teil des Eisbergs aus Pflaumenkuchen, manchmal kommt er auch direkt aus der Tiefkühltruhe, wie beim ersten Date bei Arild „daheim“: „Arild klappt sie auf und zeigt mir, was er eingekauft hat, er hat sich für gefrorenen Blumenkohl entschieden, für Erbsen, Bohnen und vorgefertigte Schnitzel. Es gibt panierten Fisch und Hähnchenkeulen, Pappschachteln mit Spinatblöcken ... Also, sagt Arild. Was möchtest du essen?“

Als hätte Judith Hermann just an dieser Stelle an Hemingway gedacht, ist die Rede vom „unterseeischen Licht, das aus der Tiefkühltruhe kommt“.

In „Daheim“ geht es um viele Dinge, um den Klimawandel, um Gewalt gegen Kinder und gegen Frauen, um das Loslassen und Festhalten. „Darunter“ geht es vor allem geht es um die Last, Entscheidungen treffen zu müssen. Judith Hermann stellt mit großer Konsequenz und Ernsthaftigkeit dem Leser das existenzialistische Dilemma vor Augen, der Entscheidung nicht ausweichen zu können und sich den Folgen – so oder so – stellen zu müssen. Im Falle des Zauberkünstlers vom Anfang bleibt es beim Probeliegen, die zersägte Jungfrau geht nicht mit auf das Kreuzfahrtschiff, wo diese ziemlich klaustrophobische Nummer immer wieder vorgeführt werden sollte. Und dennoch kommt die Erinnerung an die Geschichte zurück, wie ein Traumbild: „Ein Gegenstand, der unter Wasser liegt, von etwas hochgedrückt wird und an die Wasseroberfläche kommt.“

Geblieden ist bei ihr das Gefühl, halbiert worden zu sein. Und das stimmt ja auch: Jede Entscheidung teilt den Menschen in eine wirkliche und in eine nur mögliche Geschichte, wenn man so will, in Realität und in Fiktion. Arild, dem die Erzählerin von der Kiste und der zersägten Jungfrau erzählt, sagt in seiner trockenen Art „Hätte schiefgehen können“. Er meint damit, sie hätte beim Probeliegen auch an Psychopathen geraten können. Oder vielleicht wäre die „MS Aurora“ auf dem Weg nach Singapur mit einem verirrten Eisberg zusammengestoßen.

Dann wäre es allerdings nie zur Entdeckung der eigenen, zu etwa sieben Achteln unter der ruhigen Oberfläche verborgenen Abgründe gekommen. „Wenn der Schriftsteller nur aufrichtig genug schreibt, wird der Leser das Ausgelassene genauso stark empfinden, als hätte der Autor es zu Papier gebracht“, schreibt Hemingway. Es sind gerade die Leerstellen, die eine Geschichte zu großer, zu würdiger, zu preiswürdiger Literatur machen.

Herzlichen Glückwunsch, Judith Hermann!

– ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen
c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen
Fon (0421) 361 4046 · E-mail: sekretariat@stadtbibliothek.bremen.de